

Vom Märchen, das kein Märchen war

Es war einmal zu einer Zeit, als die Welt dunkel war und grau und braun, da lebte in einem Land nicht weit von hier ein König. Der König war klein und dunkel und hatte einen großen Traum: Er wollte, dass alle Menschen seines Landes groß seien und blond und blauen Auges, dazu gesund an Körper, Seele und Geist.

Er träumte, der König, jeden Tag und jede Nacht - und eines Tages beschloss er, dass der Traum kein Traum bleiben sollte, dass sein Land nur den großen, blonden, gesunden Menschen gehören sollte und niemand sonst mehr dort Platz habe. Sofort begann er, seinen Traum umzusetzen, rief die Ärzte und Gelehrten seines Landes zusammen und entwarf mit ihnen einen schlimmen Plan: All jene, die nicht seinen Wünschen entsprachen, wurden nicht länger geduldet im Land und sollten es verlassen auf diese oder jene Art.

Bald schwärmten des Königs Heerscharen aus und nahmen alle Menschen mit, die nicht so waren, wie der König es wünschte: deren Haut und Haare dunkel waren und deren Kopf ein wenig umwölkt, die klein waren und mit krummem Gebein, die die Thora lasen anstelle der Bibel und mit den Händen sprachen statt mit ihrem Mund. Sie alle sollten verschwinden nach des Königs festem Willen, verschwinden und vergessen werden für nun und alle Zeit, die den Großen gehören würde, den Blondem mit blauen Augen, mit starkem Rücken und feinem Gehör.

So wollte es der König und so dienten ihm die Ärzte, die Wissenschaftler und Soldaten, die den Traum hinaustrugen in die Welt und das Licht verwandelten in Dunkel, das Bunt in Schwarz und Grau, die Freude in Trauer und Schmerzen und Angst. Sie nahmen den Kindern die Eltern und Eltern ihr ungeborenes Kind, sie schnitten und bohrten und nähten sie zu, brandmarkten die Körper und Seelen auf Jahre, Jahrzehnte hinaus.

Selbst als der König gestorben war, ging der Alptraum der Menschen weiter, die anders waren und bleiben wollten als des Königs Ideal. Die sich gut dabei fühlten und es richtig fanden, mit den Händen zu sprechen statt mit dem Mund, die mit den Augen hörten statt mit ihren Ohren und ihr Leben liebten ganz so, wie es war. Es war nicht besser, das Leben, nicht schlechter - es war anders, ein wenig, und doch reich und bunt und schön.

Sie sahen das funkelnde Blau des Himmels und das strahlende Sonnengelb, das Grün und Braun und Bunt des Bodens und all die Schönheit des Dazwischen. Sie fühlten das taufeuchte Gras unter den Füßen, das rauhe Holz eines alten Baums, die Wärme der Sonne auf ihrer Haut und die weiche kleine Kinderhand vertraut in ihrer großen. Sie spürten die Größe und Weite der Natur, die tiefe Freundschaft zueinander, das Klopfen ihrer Herzen beim Anblick des geliebten Menschen - und sie wussten, es war gut, wie es war, wie sie waren, wie jeder Mensch um sie herum auch war. Jeder war gut und richtig auf seine ureigene Art.

Doch der Traum des bösen Königs war nicht mit ihm gestorben, er hatte Wurzeln geschlagen und war getrieben in den Köpfen des Einen und Anderen, die der König gerufen hatte und die ihm gefolgt waren noch über den Tod hinaus. Sie sannten und suchten auch weiterhin, den Menschen zu perfektionieren, ihn auszuwählen und herzurichten nach des Königs geträumtem Bild. Sie verbargen das Braun hinter weißen Westen, trugen Kittel in Weiß und Grün, sie schnitten und bohrten und nähten sie zu, die zu ihnen kamen, gebracht und getragen, die Stille zu tauschen gegen den Ton. Viele wurden es mit den Jahren, vor wenigen nur machten sie noch Halt - und eines Tages war es so weit: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“

Die Gewalt trägt nicht mehr Musketen und Säbel, sie fährt keine Panzer, zerbombt nicht die Stadt. Die Gewalt sitzt in Ämtern und hohen Gerichten, trägt Akten und Roben und roten Talar. Sie richtet und rechtet, spricht Schuld und Unschuld - und ist nun gerufen im Namen des Traums, zu richten über Bunt und Braun, Taub versus Ton, das Recht auf „So bin ich, so will ich sein!“ für Groß und Klein oder dessen Nicht-dein-Recht. In einem Land, in einer Zeit, nicht weit von hier. Ganz ohne Grimm, ganz ohne Andersen. Noch hoffe ich - auf Einsicht, Recht, Gerechtigkeit in einem Land, in dem ich leben mag, in dem ich Kinder gerne wachsen seh'. Auf Regenbogenfunkteln. Und darauf, dass ein Märchen stets ein gutes Ende nimmt.

Winnie Stenner / GIB ZEIT e.V.